

**Andreas Arthur Wernsing: E- und U-Musik im Radio. Faktoren und Konsequenzen funktionsbedingter Kategorien im Programm. Musik-Programmanalyse beim Westdeutschen Rundfunk**

Frankfurt/M.: Lang 1995 (Europäische Hochschulschriften, Reihe XL, Kommunikationswissenschaft und Publizistik, Bd. 49), 244 S., ISBN 3-631-48717-7, DM 69,-

Die Skepsis meldet sich beim ersten Absatz. Die These des Autors, „Im Radioprogramm ist der Einsatz der E-Musik gleich dem von U-Musik“ (S.11) soll überprüft werden am Programm des Westdeutschen Rundfunks. Daß ausgerechnet

dieser größte und lange Zeit werberesistenteste Sender der ARD das Paradigma für das gesamte Radioprogramm liefern könne, darf doch füglich angezweifelt werden. Was der Verfasser über eine knapp referierte Arbeit sagt, gilt ja wohl auch bezüglich des WDR: „Mit Blick auf die generelle Aussagekraft für Musik im Radio wirkt sich Münchs qualitativ an den Südwestfunk gebundene Methode nachteilig aus.“ (S.66) Wenn aber, wie Wernsing in einem eigenen Unterabschnitt nachzuweisen versucht, das Programm des WDR „nicht grundsätzlich von dem bei anderen (öffentlich-rechtlichen) Rundfunkanstalten verschieden ist“ (S. 107), wenn die Ergebnisse der Untersuchung „als beispielhaft für die (öffentlich-rechtlichen) Rundfunkanstalten gelten“ (S.108) können, dann müssen reziprok auch Ergebnisse am Material des Südwestfunks verallgemeinerbar sein. Gehört aber ein Free-Jazzler wie Franz Koglmann, auf den der Autor ausdrücklich hinweist, tatsächlich auch bei anderen Sendern zu den meistgespielten Komponisten (knapp hinter Johannes Brahms und auf dem gleichen Platz wie Mark Knopfler!)? Das Vorhandensein und die Zugänglichkeit einer Datenbank jedenfalls, die zur Begründung für die Senderwahl angeführt werden, dürften als pragmatische, kaum aber als wissenschaftliche Kriterien tauglich sein.

Die anfangs allzu undeutlich formulierte These bekommt als Hypothese der vorliegenden Untersuchung später genauere Konturen: „Bei ihrem Spiel im Radioprogramm befinden sich Titel von E- und U-Musik gleichermaßen in Abhängigkeit von Einsatzkriterien, die durch die strukturellen Bedingungen von Radio verursacht werden. Ihre kategorielle Verschiedenheit wird durch die spezifischen Funktionen der Musik innerhalb des Programms kontrastiert.“ (S.69f.) (Über den Stil mag man streiten. Was soll man sich unter dem Spiel von Titeln vorstellen? Und werden Kriterien tatsächlich verursacht?)

Zunächst gibt Wernsing einen materialreichen Überblick über Geschichte und Soziologie der Unterscheidung von E- und U-Musik, um überzuleiten zu deren praktischer Anwendung im Alltag des (Westdeutschen) Rundfunks. Danach erläutert er ausführlich die methodischen Prämissen seiner empirischen Untersuchung. Anschließend werden die zahlreichen statistischen Ergebnisse von unterschiedlicher Relevanz penibel aufgeführt und ausgewertet. Welche Aussagekraft hat die Tatsache, daß John Dowland und Eric Clapton in einer Woche eines Monats, Bert Kaempfert und Joseph Haydn hingegen in einer Woche eines anderen Monats je sechs Mal im Programm vertreten waren? Auf den arbiträren Charakter solcher Stichproben scheint vielmehr hinzuweisen, daß Franz Schubert mit fünfzehn Einsätzen in einer Woche an zweiter Stelle – hinter John Lennon – steht, während er es in den zwei Vergleichswochen nicht einmal auf sechs Ausstrahlungen brachte. Daß bei abnehmender Programmpräsenz einzelner Komponisten die Diversifizierung zunimmt, dürfte kaum überraschen und wird jedenfalls durch die drei vorliegenden Diagramme nicht über das hinaus belegt, was der common sense dem Radiobenutzer einflüstert.

Die Untersuchungen bestätigen Wernsings Hypothese: „Weder immanente ästhetische Differenzen noch organisatorische Unterschiede führen durchgängig zu kategorieller Verschiedenheit der Musik im Rahmen ihres Programmeinsatzes.“ (S.229) Dieses Ergebnis wird freilich dadurch relativiert, daß gleiche Funktionen (von E- und U-Musik) in Hinblick auf unterschiedliche Zielgruppen doch einer Differenzierung bedürfen. So kritisierbar die organisatorische Trennung von E- und U-Musik ist, scheint die abschließende Behauptung, daß mit der nicht hinreichenden Trennung ihrer Funktionen „rechtlich fundierte Planungsprämissen im Radioprogramm nicht angemessen verwirklicht“ (S.130) seien, etwas spitzfindig.

Thomas Rothschild (Stuttgart)